

Lebe Sie.

Von **M. e. Songhank.**

Als Sibylle über dem dunklen Fluß
Sich in Brückenbogen Pfeiler
Wie ein Schilf in die Abenddämmerung
Wie ein Schilf in die Abenddämmerung
Wie ein Schilf in die Abenddämmerung

Er selbst still sind unfre Lippen
Heut' es nur, wir sind uns fremd
Geworden. Daß du so lang bleibst, o, ich wußt'
Es wohl, Daß mußte unfre heiße Liebe morden.

Es ist so einsam, fern und nah kein
Laut; Vom Kirchthurm nur hört man die
Stunde schlagen. — Gern hätt' ich dir so vieles anvertraut.
Wie einst ich's tat in längst verlorenen
Tagen.

Ich weiß es wohl, wir finden nicht
Zurück, er Weg von mir zu dir ist abge-
schritten. Der Abend dunkelt, leise rauscht der
Fluß —
Stimmen sind mir beide eisdig betrunge-
schritten.

Seine Ahnung.

Wandererfuge von
Hans Schmidt-Kestner.

Als der Oberst von Knobel wohl
zwei Stunden seine Landkarten
studiert hatte und sie abends
gemalt und noch ein drittes Mal
hineingesehen in den Wirtswort
schwarzen Strichlein, die das Feld
der diesjährigen Ernte darstellten
in Dörfern, Straßen, Wäldlein und
dem Land, das dazwischen war, da
hob er trübren Blicks seine Augen
auf, seufzte laut und sprach: „Na
denn in Gottes Namen!“

Aus dem Hintergrunde des Zim-
mers, wo das bequeme, tiefe Leder-
sofa stand, kam nun aber eine helle
Stimme: „Wilhelm, was hast Du
nur? Nimm doch das Mandier
nicht so ernst! Mandier ist doch
kein Krieg!“

„Rein, — aber was viel Schim-
mers! Diesmal komme ich nicht mit
heiler Haut zu dir zurück!“ antwor-
tete der Oberst und strich sich mit
müder Bewegung seine an den Ohren
a la Moskoffe frizzierten Haare.

„Wilhelm, wie darfst Du so etwas
sagen? Ich bitte Dich, es ist doch
noch jedes Jahr gut gegangen! Du
wirst das Unglück noch berufen!“
Die Frau Oberst wurde verbös-
stet in ihrer Stimme war mehr
Mitleid als Vorwurf.

„Lieber Luise,“ sagte der Oberst
und aus dem „Lieber“ konnte sie so
recht ersehen, daß es ihm schwer
war und daß er etwas Entscheidendes
von sich geben würde. —
„Lieber Luise, freilich ist es solange
gut gegangen. Mein Regiment, —
das kann ich wohl sagen, — ist in
bester Verfassung. Aber ich habe
das bestimmte, unbefristete Gefühl,
daß ich reich geworden bin, um abge-
sagt zu werden. Es ist eilig, sich das
sagen zu müssen, aber es ist so! Schon
bei der Regimentsbesichtigung hat
mich der kommandierende General
sicheln lassen, daß ich ein bißchen
alt bin. Die Jugend will vor, — muß
auch vor, — da hat er ganz recht —
aber, du lieber Gott, nicht wahr, für
unsern ist es eben schwer, Platz
zu machen, wenn man eigentlich noch
ganz gut in ein paar Jahren hätte
Kommisbrot essen können!“

„Wilhelm, erlaube mir, ich bin
deiner Ahnungen nicht,“ log die treue
Gottin, „weil's eben bedenklich, was
Schlimmes dabei wäre: wir haben
unser Gütchen. Was wollen wir
mehr? Du mußt nicht undankbar
sein!“

„Mutter,“ kam leise und gedrückt
die Antwort, „gewiß, aber wärest Du
nicht auch ganz gerne Frau Genera-
lin geworden? Noch ein, zwei Jäh-
ren, und wir sind so weit. Aber ge-
rade deswegen komme ich diesmal
nicht heim aus dem Mandier. Es
soll nicht sein. Ich weiß es. Ich
ohne es!“

„Mutter, wenn Du so mühsam bist,
dann wird es allerdings nicht werden!“
Die Frau Oberst wurde aufrichtig
ärgert.

„Nun, nun —“ sagte er be-
scheidend, denn nichts war ihm
weniger lieb, als eine unfriedliche
Frauenstimme, „dabei ist nicht selbst
gelegt: In Gottes Namen!“

„Ja, Du bist sehr froh, mein
Lieber!“ dachte sie, küßte ihm die
im Laufe der Jahre bedenklich
gewordene Stirn und ging, mit Otto,
dem Burschen, ein Wortchen über die
Verpflanzung und Beaufsichtigung
ihres Gärtners zu reden.

Der Oberst von Knobel hatte aber
ganz entschieden zu schwarz ge-
sehen: selten hielt sich sein Regiment so gut
wie in den Tagen des Brigademandiers.
Alle früheren Abmärgen und
Vorzüge verlagerten vor dem Ha-
ren Licht der Division über den
Stapelstößen, verwehten vor dem
falschen Duft der Frühlingssonne,
mit denen Otto seinen Herrn in je-

der noch so kleinen Ruhepausen“ unter
die gebieterischen Augen trat. ver-
schwanden gänzlich vor dem l. lichen
Klaffen der Karten beim abend-
lichen Stat nach Erlebigung der Re-
gierungsangelegenheiten. Und jeden Abend
gewann der Oberst, wenn's auch nur
Pfeilige waren, und das machte ihn
besonders vergnügt.

„Es schloffen sich an die Manöver
der Brigade die der Division. Die
Schlachtfelder wurden größer und be-
lebten sich stärker. Es wimmelte nur
so von roten Hosen. Und eine kleine
Etappe wies den Platz, von dem
Se. Exzellenz, der Divisionskomman-
dant mit scharfem Auge seine Blicke
hinworfte. Bei ihm war ein Haus
von Berittenen, Adjutanten und
Schiedsrichtergehilfen, Wärschen und
Ordonanzen, und gar ein Mann
mit dem Karmosinrot des General-
stabes! Nun schien es, als drohten
die Kanonen stärker als zuvor, nun
schwebten manche an das Märchen von
schändlich verpulverten, scharfen
Patronen, — so deutlich und so gel-
end hatten sie es nicht an ihren Ohren
vorbeizischen hören! — nun dünnte
reichlicherer Schweiß die Ackerfurden,
nun wurde der Dursch täglich größer,
gar nicht im Verhältnis zu den Feld-
schlachten, die nicht a. fen konnten.

Oberst von Knobel bewachte noch
immer seinen guten Mut.
Aber eines Tages leuchtete gegen
einen grauen regenschweren Himmel
da klopfte manches Herz noch stärker
als zuvor: nun war auch noch der
kommandierende General auf der
Bildfläche! Nun wurde der Ernst
noch ernster!

Und selbst! An diesem Morgen,
ausgerechnet an diesem Morgen kam
Oberst von Knobel mit dem linken
Bein zuerst aus seinem Bett. Er
starrte nämlich stöhnend und keuchend
hinüber müssen, weil schlechter-
dings kein Guschlein in der Nähe
war, wo man unterziehen konnte.
Ausgerechnet an diesem Morgen war
auch der Kaffee miserabel. Ausge-
rechnet an diesem Morgen, — das
heißt eigentlich war es noch Nacht
— kam ein eiliger Befehl zu sofor-
tigem Abmarsch, und dabei waren die
Pferde wohl eine halbe Stunde weit
entfernt in einem Dörfchen einuar-
tiert und erst viel später ins Bivouac
befördert. Zwar jagte eine Ordonna
über den schlaftrunkenen Lehmann
Aber wie lange mußte es dauern, bis
die Pferde da sein konnten, und ge-
tressen hatten sie dann auch sicher
noch nicht! Der Oberst fluchte laut,
denn er war ein Tierfreund und hatte
zudem für seine alte Stute sehr viel
übrig, weil sie ihn schon aus mancher
besse Situation gerettet, — vor
Mauern zwar eben nicht, aber vor
„neugierigen“ Vorgehenden! Und aus-
gerechnet in dem Augenblick, als nun
das Regiment seinen Marsch antrat,
die Berittenen ohne Pferde zu Fuß,
der Oberst schimpfend hinterdrein mit
seinem Adjutanten und dem an-
deren Stab, da fing es an zu reg-
nen. Es regnete langsam und leise
aber vertrauensverweckend: so konnte
es gut und gerne auch noch am späten
Abend regnen. Himmelstrennen-
wetter! Hatte sich denn aber auch
heute alles verschoben!

Jedes Glied nimmt schließlich ein
Ende. Als es hell geworden war,
sah auch der Oberst schon auf seiner
Stute, hatte längst die Tüte der
Wachsoldatinnen genommen und si-
derte die Karte. Die war zufal-
lungsgeliefert in einem durchsichtigen
Futteral und auf das rieselte der
Regen. Genau auf dem Rand, —
genau, ausgerechnet genau auf dem
Rand der Karte, wo das Papier je
undeutlich und vom Kratzen etwas
eingerissen war, bewegte sich das Re-
giment! Immer nämlich bewegten
sich die Manöver bei schon zusammen-
gepackten Karten auf dem Rand!
Das ist sehr angenehm, zumal wenn
es regnet! Der Oberst fand es auch
und oaten orange der Regiments-
adjutant nur vorwärts und der Or-
dinanzoffizier war auch schon vorge-
schickt und ludte den Weg, und trotz-
dem kam endlich das Regiment um
fünf Minuten zu spät an den be-
stimmten Punkt und mußte das „Er-
stauen“ des Brigadefeldkommandeurs
einleiten. Dann ging es weiter.

Der Oberst hatte jetzt auf einmal
wieder ganz deutlich und nicht zu
vertreiben das Gefühl seiner bösen
Ahnungen. Wie schon vor nun alles
bisher genannt! Wie sicher fast
hatte er gedacht, auch unter den Augen
des kommandierenden Generals gut
abzulaufen! Und nun begann der
eigentliche Tag, wo der Augen war, so
scheußlich! Da verging einem ja alle
Luft! Und immer regnete es, und
der Himmel war so widerlich grau
und der Boden schlammig und glatt,
daß Ella, die Stute, fast bei jedem
Schritt rutschen wollte.

„Der Oberst, wir müssen und jetzt
weil es fallen und die Gabe da vorne
zu gewinnen haben!“ sagte der Ad-
jutant, und indem sie den Komman-
danten schaute vor der hindischen Seite.
Der Oberst gab seine Befehle. Der
Adjutant hatte so recht! Adjutanten
haben immer recht. Die Patrouillen
haben sich aufeinander und teilten sich
in ihre Kompanien.

„Ob der Herr Oberst vielleicht vor-
reiten, um von der Höhe das Ganze
zu übersehen?“ sagte der Adjutant
und hatte schon wieder recht. Scheuß-
lich! Langsam setzte sich der Oberst
der Höhe zu in Galopp, — dem
Stumpf entgegen, — der Brüftung
in die Arme. Denn heute, das wußte
jetzt der Oberst so sicher, — daß er
nicht gefürchtet hatte, — heute kam
die Defaite, das Débaüle, der Klein-
fall, das Abgefärgwerden, der Zu-
linderhut.

Aber plötzlich machte Ella halt.
So plötzlich, daß der nachdenkliche
Oberst fast aus dem Sattel kam.
Der Regimentsstab befand sich näm-
lich in einem kleinen Grunde. Von
dem aus ging es dann die Höhe hin-
auf. Erlen und Weiden standen in
dem Grunde in dem Grund stand die
Ella.

„Müßes Vieh!“ dachte der Oberst.
„Und außerdem dachte er, was schon
mancher gedacht hat: ein Graben
kann so breit und so tief sein wie
er will, nur — lang darf er nicht
sein!“

Der Graben war diesmal aber
unerträglich lang! Das bewiesen die
Weiden und Erlen, die in kaum
endender Linie zu beiden Seiten hin-
verliefen, und das Bett des kleinen
Bächleins in die Landschaft eingei-
neten.

„Wir müssen hinüber! Draan vor-
bei geht's nicht!“ sagte der Adjutant
und hatte schon wieder einmal recht.
Trotzdem wie es nur ein junger
Oberleutnant sein kann, sprang in
diesem Augenblick der Ordonna-
offizier mit weitem Anlauf fliegend
über den Graben. Seine Wollblut-
malloch grunzte vor Freude, als bil-
dete er sich ein, Bengli zu sein, und
der schöne Oberleutnant lachte über
das ganze Gesicht. Himmel, machte
dem das ein Vergnügen!

Der Oberst hatte ärgertlich zu-
gesehen. „Ich bin nicht dazu da, mir
die Knochen zu brechen!“ sagte er
dann und stieg von seiner Ella. Da
wußte der Pferdebesitzer sogleich, was
er zu tun hatte: schon war er eben-
falls vom Gaul, nahm die beiden
Tiere am Zügel und begann mit
ihnen den Graben zu durchklettern.
Der Regimentsadjutant dachte, ein
freier Sprung sei Pferden sicher ge-
fährlicher, aber er sagte das nicht laut.
Dazu hatte er zwei Last und seinen
Oberst zu gern, aber daß er trotz-
dem wieder recht hatte, das zeigte
sich sogleich: sei's daß die Ella ab-
fiel wie ihr Herr der Ansicht war,
der Tag lasse sich im ganzen scheuß-
lich an, sei's daß sie nicht aufpakte,
— sie rutschte ein wenig aus, ließ
sich aber zunächst nichts weiter mer-
ken, erklimmte noch den jenseitigen
Grabenrand und blieb dann stehen.
Ja, jetzt blieb sie stehen und rührte
sich nicht vom Fleck.

„Göthe Sehn!“ sagte der Bursche
bestimmt und tastete an Ellas
füßchen Vorberlein herunter.
„Sicher was gerückt!“ sagte der
Adjutant, auch nicht entzückt.
„Ungeklärte Bestie!“ sagte der
Oberst und sprang so wütend in den
Graben, daß er selbst mit einem
Schmerzschrei an der Wölbung
liegen blieb.

Es hatte aber niemand den ganzen
equestrischen Vorgang beobachtet, und
die wenigen Teilnehmer verzeigten
sich gegenseitig zu Stillfährigen,
nachdem sie ihren Oberst an den Tag
gefördert hatten. Er lag nun mit
verstaubtem Fußgelenk am Graben-
rand. Seine Ella stand neben ihm
und brante durchaus nicht festhalten
zu werden. Sie hätte doch nicht
fortgerannt!

In das treue Regiment aber schlug
es wie ein Blitztravell: „Anher
Oberst ist beim Sprung über den
Graben mit dem Pferd gestürzt.
Major Böhm führt das Regiment!“
Aur der Anhöhe, die jetzt leuchtend
die breiten, dünnen Linien der In-
fanterie erstreckten, langten sieben die
hellfarbenen Standarten an. Der
Regimentsadjutant ritt eiligst vor
und meldete dem kommandierenden
den bedauerlichen Reiterunfall seines
Obersten. Da ritten denn Se. Ex-
zellenz ärgertlich in den Grund zu
dem Graben.

„Was machen Sie für Geschichten,
Herr Oberst?“ fragte er. „Hätte
nicht gerade darauf geachtet. Sie mal
wieder bei der Führung eines große-
ren Detachements zu sehen. Na,
nächstes Jahr denn also, nicht wahr?“
„In Befehl, Exzellenz!“ sagte der
Oberst und mußte an sich halten, um
trotz großer Schmerzen nicht vor
Allen laut aufzulachen. Nächstes
Jahr? Ja, bis dahin mußten sie
ihn nun begnadigen! Und dann nahm
ihm seiner mehr die Erinnerung zum
General.

Der General bestirmt oft seine
Äußer! weinte der kommandierende
General zum Divisionskommandeur,
als bei dem Beizeiten den Hauptland
bevorstand, daß dem Oberst von Knobel
für diesmal nichts am Besen zu
haben sei. Und der Divisionskom-
mandeur lächelte verständnisvoll, ob-
wohl ihn trauerte, weil seine Beaufsi-
chtigung auch nicht mehr weit war.
Anders ließ sich der Oberst in
einem Krankenwagen verfrachten. —
Nun ging es beim zu Wütern.

„Na, hab' ich nun nicht recht ge-
habt mit meiner Ahnung?“ sagte er,
aber Frau Luise hatte kein Verhält-
nis dafür, daß keine Besprechungen

so wichtig an seinem Besen und nicht
bildlich in Erfüllung gegangen wa-
ren.

„Spott, nicht, Wilhelm,“ sagte sie
entzückt, „mir wäre es wirklich lie-
ber, wenn Du gesund heimgekommen
wärest!“

„Dann könnten wir tollfächer in vier
Wochen Rubel haben!“
„Ach was nicht wahr, wenn Du
gehnaul General wirst, Wilhelm,“
entwiderte sie weinerlich und strichelt
ihm liebevoll den Kopf, „aber so bist
Du immer gewesen: tollfächer bist zum
Neufährten, wenn's Deinen Felddien-
st geht! Das Eine mußt Du mir bellig
verprechen, Wilhelm, — bellig, hörst
Du? Daß Du nie wieder zu Pferd
über solche böse dreiten Gräben sprin-
gen wirst! Du bist doch kein Kneu-
reiter, Wilhelm! — Nicht wahr, Du
verbrüchst es mir?“

Da lächelte der Oberst still vor sich
hin.
„Ach wahrhaftig es Dir, Luise!“
sagte er feierlich.

Der Uralber.

Dem Russischen nachgezählt von
Gustav Krumbiegel.

Sergei Fedorowitsch Popowitsch
war Hilfskassier in der siebenten Ab-
teilung der Zentral-Administration
des öffentlichen Schulwesens. Er
wurde in den Listen dieser Abteilung
mit einem Jahresgehalt von achttau-
send Rubel geführt, das heißt vor
diesem achttausend Rubel bekam er
täglich sechs: zweihundert.
In den Rest teilten die Bureau-
chef Petrow Petrowitsch Brassin und
der Administrationshelfer Nikolai
Alexandrowitsch Kalumow.

Gleichmütig unterließ Sergei
Fedorowitsch an jedem Quartalsberichter
die Empfangsbekundigung über
sechshundert Rubel Teilgehalt, trotz-
dem er nur fünfzehnhundertfünfzig
erhielt. Der Rest wurde ihm als Bei-
träge für eine Kasse zur Unterstützung
hilfsbedürftiger Veteranen aus dem
Napoleonischen Feldzug, für einen
Verein zur Förderung von Orangen-
und Tabakplantagen in den nördli-
chen Provinzen und für andere Be-
weine zurückgehalten, als deren neues
Mitglied er bei seinem Antreten
von seinem Bureauchef freiwillig ver-
pflichtet worden war. Denn so über-
legte Popowitsch: ich würde auch mit
sechshundert Rubel nicht auskommen,
so wenig wie mir dies mit fünfzehn-
hundertfünfzig gelingt; wozu also
sich Gedanken machen und Unbe-
quemlichkeiten heraufbeschwören?

Aber sein Gleichmütig wurde gestört,
als das Ministerial-Reskript Wittero
N. N. 17.895 dato Minist. Sekr.
18/6/2 herauskam, welches anord-
nete, daß vom nächsten Quartalsberichter
an die Verwaltung des für anker-
etatsmäßige Lehrkräfte zurückge-
stellten Reservekapitals den einzelnen
Abteilungen abgenommen und fortan
im Zentralbureau geführt werden
sollte.

Diese mißgünstigen neidischen
Oberbungen gönnen einem ehrlichen
Menschen nicht mehr das Schändliche
zu „Sakusa“, dachte Popowitsch
während er sein „gelesen“ unter das
Rundschreiben setzte, „als ob die an
den Neubauten nicht schon genug ver-
dienten.“

Sehr niedergelagert ging Serge
an diesem Tage nach Hause, und von
Nacht nach nur wenig erholt nahm
er seine Zeitung zur Hand.
Da fiel ein Blick auf folgende An-
nonce:

„Intelligenter Herr der gebildeten
Stände, am liebsten Regierungsbe-
amter, der über freie Zeit verfügt,
wird für die Uebernahme einer sehr
lohnenden Nebenbeschäftigung ge-
sucht. Zu erfragen — — uho.“

„Was bist's,“ dachte Popowitsch,
„wir müssen etwas finden für den
fatalen Ausfall. Ich kann doch vor
Polonja dem Tauschen nicht ver-
sagen, daß sie von jetzt ab Brot mit
Ziegenkäse isst und Wasser trinkt wie
eine Bauerfrau.“

Und er machte sich am folgenden
Tag auf den Weg und suchte nach
dem, der ihm die lohnende Nebenbe-
schäftigung verleihe. Er fand ihn
aus, und die Arbeit, die verlangt
wurde, war nicht schwer.

Es handelte sich, mit wenig Wor-
ten gesagt, darum, streng vertrauliche,
geheime Regierungsverträge, die dem
inferieren Unterneber täglich aus
allen Teilen des Reiches in rechtlicher
Renne auflegen, zu sichten, auf ihren
Wert zu prüfen, zu bediffizieren, wo
dies erforderlich und für den Käu-
fer einer vollständigen Nacht in ein
halbwegs verständliches Englisch oder
Französisch zu überlegen; auch einige
nützliche Reisen im Interesse des Ver-
kaufers zu tun uho. Für Po-
powitsch leicht erfüllbare Arbeiten,
denn die ihm noch nicht bekannten
Schlüssel zu den differenzierten Schrift-
tücken konnte er als kaiserlicher Be-
amter sich schnell und mit wenig
Rühe und Geld verschaffen. — Nur
einmal war ihm noch nicht klar.

„Aber Wärschen,“ sagte er zu
dem Bekleidungsman, „nam soll ich
diese Arbeiten machen? Wenn in
der Woche nur die Hälfte von dieser
Reize haben da einseitig gebraucht
ich gut zusammengerechnet ein halbes
Tausend freie Zeit dazu, denn

abends um ich vom Dienst zu jeder
ermüdet, um diese schwierigen Dinge
zu tun. Und Urlaub habe ich nur
einen einzigen kurzen Monat im
Jahr.“

„Ja, lieber, da machen Sie eben
nur das, was Sie in diesem einen
Monat zustande bringen und ein an-
derer besorgt das übrige. Für einen
Monat zahl ich Ihnen zehntausend
Rubel.“

Popowitsch hatte einen Gedanken.
„Und wenn ich mehr Zeit erdri-
gen könnte?“

„Für jeden Monat zehntausend
harte Rubel“, versicherte der Be-
kleidungsman.
„Gelten Sie mir den Rest frei,
Wärschen, bis übermorgen. Ich will
sehn, was sich machen läßt!“

Sergei Fedorowitsch Popowitsch
eilte zu seinem Büro. Dort nahm er
die Liste seiner Kollegen von der sie-
benten Abteilung zur Hand und
überlegte. Er begriffte mit der
Faber fünf Namen von seinen Ein-
berühmten mit einem dicken Strich
aus und zur Rechten nach drei oder vier
mit einem Fragezeichen und bezog
sich zum ersten.

„Höre, Wärschen,“ sagte er, „das
ist eine böse Zeit! Kann man mit
dem Gelde noch leben, das einem der
hungrige Staat bezahlt? Was wol-
len sie selbst freffen da oben?“

„Ja, ja — da hast Du wohl Recht!
Aber da oben mitfische an der Spitze.“

„Siehst Du“, fuhr Popowitsch fort
und bot dem anderen eine Papros
an, „man muß leben, daß man sich
auf ehrliche Weise etwas hinzuver-
dient. Da ist nun meine alte Karte.
Sobald erhalte sie, Maria Pawlowna,
weißt Du, die das Gütchen hat bei
Jesse. Die Kretsch mit nun, ich
solle hinauskommen zu ihr auf zwei
Monate oder so, und ich behel. Sie
hat da große Schwierigkeiten mit
ihrem Verwalter gehabt, dem kümpe-
rigen Dieb, der sie so betrogen. Nun
braucht sie meine Hilfe, um ihre Ge-
schäfte in Ordnung zu bringen, und
wird mir das ja auch wohl mit ein
paar Rubel bezahlen. Aber kann ich
gehen? — Ja, wenn Du so gut wärsch,
Wärschen, mir Deinen Urlaubs-
monat abzutreten.“

Der andere machte eine Bewegung,
die viel sagte. — zu verkaufen,
natürlich, fuhr Sergei fort, „steh
mal, wie nett, wenn Du Deiner lieben
Frau auf einen Sitz zweihundert
große, schöne Rubel auf den Tisch
legen könntest! Würde sie nicht gern
auf die vier Wochen Staub und Un-
gezieher in dem Drecksbenedischen ver-
zichten, wo Ihr doch nur so viel Geld
für nichts ausgeht!“

„Der andere überlegte.
„Zu wenig, lieber Sergei Fedoro-
witsch, viel zu wenig!“

„Aber Wärschen! Ich bring' ein
Opfer — Maria Pawlowna ist ja
alt, aber etwas geistig. Sie wird
mir nicht mehr geben, Viehsier! Und
ich möchte ihr so gern helfen!“

„Sib zweihundertfünfzig, Bruder,
und das Geschäft ist in Ordnung.“
Schnell gab Sergei seinem Kol-
legen die Hand. Dann umarmte er
ihn und küßte ihn auf beide Wangen
— und ging zum nächsten.

„Höre, Wärschen, das ist eine böse
Zeit!“ begann er. —

Als Sergei Fedorowitsch Popowitsch
nach seiner Kollegen besuch hatte,
verließ er über sechs Monate freie
Zeit, außer seinem eigenen Monats-
urlaub. Da diese Sache so einfach
gegangen, versuchte er es auch noch
mit den restlichen fünf Monaten, für
die er allerdings etwas mehr bezah-
len mußte. Aber immerhin kostete
ihm dieser Tauschhandel nicht mehr
als zusammen etwa 3000 Rubel, so-
daß ihm immer noch mehr als die
gleiche Summe von seinem Gehalt
blieb.

Die Rechnung, die Popowitsch an-
stellte, stimmte schon ganz gut und
für die so viel gekaufte Zeit würde
sich schon auch noch was finden. Denn
immerhin erhielt er eine Summe in
der Zeitung:

„Intelligenter Herr der gebildeten
Stände, höherer Regierungsbeamter,
sucht für seine freie Zeit lohnen-
de Nebenbeschäftigung. Zu erfragen —
— uho.“

Sergei Fedorowitsch Popowitsch
verlebte nicht, als das erste Jahr
verliefen war, das Tauschgeschäft zu
erneuern. Er mußte zwar der all-
gemeinen Konjunktur folgen und
etwas mehr anlegen, dafür war aber
auch sein Gehalt als Staatsbeamter
um einige hundert Rubel gestiegen.
Nach drei Jahren bekam Popowit-
sch das allgemeine Ehrenzeichen für
den Staat geleistete Dienste. —
Er war sehr zufrieden. Es ging
ihm gut, und Polonja, das Tauschen
— sie hielt zur Zeit übrigens gerade
Ratuhda — konnte sich auch nicht
über die offene Hand ihres Freundes
beklagen.

Da aber kam mit einem Male ganz
unverwartet der große Schandal.
Im Gouvernement Kostroma, das
der siebenten Abteilung der Zentral-
administration unterstand, war eine
Verordnung des Schulverwaltungswe-
senes erlassen worden. Das wäre an
sich so schlimm nicht gewesen, aber
der erste Sekretär des Ministerial-
Reskrets war ein Freund des Zentral-
subdirektors Kalumow, weil besten
Gottin leitete auf einem öffent-
lichen Bazar dem bekannten, allge-

men bekannten Wohrtüren Alexander,
Sergejewitsch zum Wohl armer Wö-
cherinnen einen Ruf auf ihren weichen
Nacken für tausend Rubel verkauft
hatte, den seine Frau gern für die
Hälfte der Summe abgeben hätte.

So kam denn, was kommen mußte:
ein Bericht ging an das Ministerium
in der nachgewiesenen wurde, daß von
der siebenten (Kostromischen) Abtei-
lung 37 ganzen Gouvernements Kost-
roma vierunddreißig öffentliche Wö-
cherlein samt Wänden, Heiligenbildern,
Lafeln und Kreuze gestohlen worden
waren.

Es kam eine peinliche Untersuchung
in Gang. Popowitsch schwebte in
tausend Klagen. Er mußte Verhö-
ren nach Verhö- ren über sich ergehen lassen.
Einer seiner Kollegen nach dem anderen
wurde verhaftet, aber er selbst blieb
auf freiem Fuß.

Die Untersuchung dauerte einige
Monate. Schließlich sprach das Ge-
richt kein Urteil. Einmalige Strafe
der siebenten Abteilung, vom Sub-
direktor angefangen, wurden mit mehr
oder weniger hohen Geldstrafen be-
legt, und am Schluß seiner Ur-
teilsbegründung sprach der Gericht-
präsident folgende Worte:

„Ein einziger Diebstahl fällt in die-
sen Sumpf pflichtvergessener Ver-
worfenheit. Das ist das Verbrechen
des Kollegiumssekretärs erster Klasse
Sergei Fedorowitsch Popowitsch. Er
allein von allen seinen Kollegen hat
den schlimmsten Verfallungen wider-
standen, die in dem Reich zu miß-
bräuchlicher Benutzung des von hoher
Seite gekonnten Vertrauens liegen
und denen die Bestrafen unterzogen.
Nicht der Schatten des reinsten Ver-
dachts, an den unzähligen Mani-
festationen teilgenommen zu haben,
fällt auf den Kollegiumssekretär Po-
powitsch, und das hohe Gericht kann
nicht urteilen, ihm seine Anerkennung
auszusprechen und sein Verhalten
allen guten edel russischen Beamten
als Vorbild zur Nachahmung hinauf-
stellen.“

Sergei Fedorowitsch Popowitsch
erhielt den Wladimir-Orden, sowie
eine nennenswerte Gratifikation und
wurde zur Beförderung für die nächste
Direktionsvacanz vorgemerkt.

**Rußland hebt die Verbannung nach
Sibirien auf.**

Eine allgemein interessierende
Nachricht geht aus Petersburg zu-
aus. Danach soll Rußland abwärts
um eines seiner „Wahrsagen“ ärmer
werden. Der russische Justizminister
hat einen Gesetzentwurf ausarbeiten
lassen, der die vollständige Aufhebung
der Zwangsarbeit in Sibirien vor-
sieht. Dafür wird die Zwangsarbeit
(als Justizstrafe) in ganz Ruß-
land eingeführt, und zwar unter
Vorkauf der Bestimmung, daß jeder
Zwangsarbeiter nach Ablauf der
Strafe anzuseheln ist. Dafür soll die
Polizeianstalt treten. Da durch den
Friedensschluß mit Japan die
Zwangsarbeit auf der Insel Sachalin
nicht mehr statthaft ist, weiß man in
Rußland tatsächlich nicht mehr, wo
die Zwangsarbeiter im jenen Öten
untergebracht werden sollen. Die
freie Bevölkerung Sibiriens müßte so
laut gegen die Ueberkennung dieses
Landes mit dem Abzug des euro-
päischen Rußlands, und die Zwangs-
arbeiter erweisen sich so deutlich als
das größte Hindernis für eine ge-
dehliche Entwicklung dieses größeren
Rußlands, daß in Petersburg an eine
Abänderung des bisherigen Straf-
systems gedacht werden muß. We-
der, die nicht vor einem Kriegsgerichte
stehen, verfallen der Kategorie
(Zwangsarbeit), ebenso rückfällige
Diebe und andere schwere Verbrecher.
Diese Elemente haben in Sibirien
den Genera das Leben in manchen
Gegenden unerträglich gemacht und
nicht zuletzt die dort geborenen Rus-
sinnen ehemaliger Zwangsarbeiter
finden es, die um Schutz gegen jene
„Schwärm“ bitten. Dann ist Ruß-
land von sibirischen Verbrechern
leben oder hören, denken wir nur an
die politischen Verbrecher, die in den
Schliefungen der meisten Reisenden
— das muß einmal gesagt werden —
zu gut fortkommen; denn es gibt un-
ter den „Politischen“ doch viele, die
kein bürgerlicher Charakter ihre an-
sichselbstigen „Helferleistungen“
aufbieten lassen könnte. Ob die Be-
haltung auf administrativem Wege
zu Zwangsarbeit aufgehoben werden
müß, scheint übrigens noch nicht fest-
zustellen; aber auch hier wird man
reformieren müssen. Alle diese Be-
merkungen im Straflokale werden
sich nur langsam vollziehen, weil
erst eine ganze Anzahl Justizbeamter
zur Unterbringung der jetzigen
Zwangsarbeiter zu erbaue ist.

W. e.

Kuch's grüne Waldschänke führt,
Mit Lamm und Gänzen schön gebrüt,
Die letzte große Volkshaus hat,
Die Leute hob's und hie's gebrüt,
Zum letztenmal dem Weg entlang
Gehet der Popowitsch über den Weg,
Und brühen in den Wärschen hoch
Nicht durch die Wärschen vom Sand
Nicht einer neuen Zeit, Gütlich!
Mit Motor- und Dampfmaschinen,
Sich jetzt über Wald und Wärschen
Zum nächsten hat, Gütlich!